

Predigt vom 21.05.2017
Rogate
Pfarrer Dr. Becks
„Du stellst meine Füße auf weiten Raum“, Ps. 31,9

Liebe Gemeinde!

Das ist der große Lobgesang der FREIHEIT! In der Freiheit hat für mich immer die eigentliche Kraft des Glaubens gelegen. Wer noch nie am Rande eines Meeres stand und Ehrfurcht hatte, wer niemals eine weite Ebene vor sich sah und stillen Frieden spürte, wer nicht nachts mit beiden Beinen auf dieser Erde gestanden hat und in einem Augenblick ergriffen war, wer also nie Sinn und Geschmack für Unendliches, für Ewiges hatte, der kann nichts begreifen von Jesus und von dem, was er gesagt und getan hat. **„Du stellst meine Füße auf weiten Raum...“**

Ein Christentum ohne diese Poesie der Weite, aber auch ohne die Melancholie der Verlorenheit wäre für mich absurd, nur eine Behauptung, überflüssig wie ein Getränk ohne Flüssigkeit. Worte, Gebote, Geschichten und Lehren über den Glauben ohne diese Mitte, ohne diese Sehnsucht, wären sinnlos, wären ein alberner Selbstzweck. Verstand und Dogmatik können das Unsagbare vielleicht in Bildern beschreiben, wenn sie gut sind, aber nicht hervorbringen. Das kann nur Geist, Heiliger Geist. Und dieser Geist weht wo und wann er will. Das ist die erhabene Freiheit Gottes! Darum kann man keinen Menschen zum Glauben wirklich überreden, wir können uns hier nur austauschen über unsere Erfahrungen. Das gilt auch für den Konfirmandenunterricht. Dass Kirche hier als Selbstzweck erlebt wird, als Institution mit Beamten, Verwaltungsstrukturen und Hierarchien. Die Texte des Glaubens gehen darin unter und werden missverstanden, weil viele nicht mehr erkennen, was das mit Religion zu tun hat. Diese Kleingeistigkeit verleitet dann manche Funktionäre am Ende für Kirche zu werben, als sei es ein Produkt auf dem Markt, das angepriesen werden müsste. Müssen wir für den Glauben Werbung machen wie für Produkte? Man muss unbezwingbar gefangen sein von der anderen Wahrheit Gottes, die einzige Möglichkeit meiner Seele, die engen Grenzen des Lebens und des Todes zu durchbrechen.

Vielleicht kennt der ein oder andere von Ihnen den Kinofilm „Der Club der toten Dichter“. Darin wird im Wesentlichen beschrieben, wie ein junger Lehrer versucht, seinen Schülern klarzumachen, dass Poesie und Lyrik nicht nur schön aneinander gereimte Worte sind, die sich manchmal reimen, sondern dass in jedem guten Vers unendlich viel mehr steckt, unser ganzes Sein! Dass manches Wort Schmerz, Stolz, Mut und Leid, Liebe und Ewigkeit eingefangen hat und dass es nur darum geht. Was tut er? Er lässt seine Schüler eine theoretische Abhandlung zur Interpretationstechnik von Gedichten aus ihren Schulbüchern herausreißen. Er fordert sie auf, sich auf die Tische zu stellen, um ihre Perspektive zu verändern und Mut und Eigensinn zu entwickeln. Aber vor allem fordert er sie auf, erst einmal selber ein Gedicht zu verfassen, bevor sie die Gedichte von anderen lesen oder sogar interpretieren.

Warum erzähl' ich das? Weil ich glaube, dass es mit unserer Kirche inzwischen ganz ähnlich ist. Ich habe auch hier den Verdacht, dass vieles im Äußeren stecken geblieben ist. Dass Texte vorgelesen und zum Teil hochwissenschaftlich interpretiert werden und trotzdem viele nicht richtig verstehen, was das soll. Ja, dass manchmal die Sprengkraft und das Skandalöse eines Wortes Jesu gar nicht mehr richtig herüber kommt, weil es so harmlos und unanstößig eingebettet ist in einen liturgischen Ablauf, den viele heute sowieso nicht mit ihrem wahren Leben, mit ihrem Alltag in Verbindung bringen. Aber genau da müssen wir hin. Machen wir uns nichts vor: Am Ende bleibt bei immer mehr Leuten ein Achselzucken. So wie bei dem Philosophen Schopenhauer, der auf das Wort: „Jesus ist am Kreuz für unsere Sünden gestorben“, geantwortet hat: „Charmant, charmant.“ Wenn wir die Tragweite und existentielle Dimension unserer Verkündigung aus den Augen verlieren, wenn wir nicht mehr miteinander um die Auferstehung und das ewige Leben ringen, dann wird Kirche zu einem Selbstzweck, zu einer Institution, die sich aus technischen Traditionsgründen selbst erhalten möchte und Strukturdebatten führt.

Wenn wir den größten Schatz, die Freiheit verlieren, dann wird Kirche zu einem folkloristischen Kasten, der irgendwann in unserer Erlebnisgesellschaft dazugehört. Die Kirche mit ihren Pfarrern und anderen Beamten ist aber nicht um ihrer selbst willen da, sondern sie soll Dienerin sein, „Magd“ des Heiligen Geistes, wie die Reformatoren gesagt haben. Ich finde, das ist das Hauptproblem, vor dem wir im Augenblick stehen, dass sich die Kirche mit ihren engen und komplizierten Strukturen verselbständigt hat und diesen so anderen Jesus von Nazareth ganz vergisst.

Was müsste geschehen? Wir müssten von der Theologievergessenheit wieder wegkommen und den Mut haben, unsere Perspektive zu verändern. Jetzt meine ich nicht, dass Sie gleich alle auf die Bänke hier steigen. Aber dass wir wieder wegkommen von einer Kirche der Artigkeiten und der Anpassung, wie ich sie heute oft erlebe. Einer Kirche, die taktiert und repräsentiert, die sich bemüht, sympathisch und sanft zu erscheinen, die für sich selber Werbung machen will und das Bild aufrecht erhalten möchte, dass in ihr nur Harmonie und Liebe herrscht. Das ist doch gar nicht wahr und völlig aus der Luft gegriffen! Wir täten gut daran, uns an den Wanderer Jesus von Nazareth zu erinnern. An seinen Mut, Konflikten nicht aus dem Weg zu gehen, sondern sie auszuhalten, an seine Arbeit und sein Ringen, damit das Reich Gottes hier auf Erden lebendig wird. Und an Jesu Lebenshaltung, frei und eigensinnig, aber von Gottes Ewigkeit und Liebe getragen, einer Liebe, die bereit war, für die Dunkelheit der Welt in den Tod zu gehen, um sie zu erhellen. Wir sollten uns wieder mit Würde besinnen auf diesen großen Schatz unserer Kirche.

Die nordelbische Bischöfin Maria Jepsen hat schon vor einigen Jahren einmal gesagt: „Wir müssen als Kirche in der Zukunft den Mut haben, Ablehnung auszuhalten, auch ungeliebt zu sein. Wir haben es gelernt, die Nächstenliebe auch in einer falschen Weise zu praktizieren. Wir wollen gut ankommen und nicht negativ auffallen, wir wollen keinen verprellen, keine Prügel bekommen. Wir sind oft anbiedernd und sehr zaghaft und genau darum unglaubwürdig.“

Diese Warnung vor einer falschen Zaghaftigkeit, die sollte übrigens auch für unser gesamtes gesellschaftliches Leben gelten. Bei der anstehenden Wahl des neuen Parlamentes oder des neuen Kanzlers sind ja auch solche Aspekte wichtig.

Liebe Tauffamilie, liebe Paten und Großeltern! Und so wünschen wir das natürlich auch der kleinen Emilie für ihr weiteres Leben, dass sie einen tapferen eigenen Standpunkt gewinnt, dass sie in ihrem Herzen etwas spürt von der Freiheit des Glaubens, von der Erhabenheit der Religion, von der Poesie einer unsichtbaren Weite, die jedem gegeben werden kann, der tiefer in seine Seele schaut. Ich wünsche ihr so sehr, dass sie auch einmal diese Freude und diesen Stolz, dieses Glück eines Menschen in sich spürt, der sagt: **„Ja, Gott, du stellst meine Füße auf weiten Raum“!** Und dass sie genau darin den eigentlichen Schlüssel zum Sinn ihres Lebens findet; denn **„Gott ist die Liebe und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm!“** Sie können ihr dabei helfen, ihr Räume eröffnen, aber die Erfahrung muss sie selber machen, den Geschmack dieser Wahrheit muss sie selber schmecken. Sie wird dann ihren eigenen Ansatz finden, ihre Überzeugungen tapfer verteidigen, weil es diesen Ankerpunkt der Liebe gibt. Darum lautet ihr Taufwort: **„Fürchte dich nicht, sondern rede! Und schweige nicht. Denn ich bin mit dir und niemand soll sich unterstehen, dir zu schaden!“**

Amen.